
FORUM: Solidarität

Gerhard Schulze: Jenseits der Erlebnisgesellschaft. Zur Neudefinition von Solidarität

Prof. Dr. Gerhard Schulze, geb. 1944 in Neustadt/Aisch, Studium der Soziologie in München und Erlangen, lehrt Methoden der Empirischen Sozialforschung in Bamberg.

I.

Verstört registrieren wir einen Übergriff des Finanzministers auf den Symbolkosmos der gewerkschaftlichen Subkultur. Aus dem Museum der Arbeiterbewegung hat er das beste Stück, die „Solidarität“, entwendet und zur Schönfärbung einer fiskalischen Maßnahme mißbraucht. Die Wortbildung „Solidaritätszuschlag“ kommt einer semantischen Enteignung gleich. Aber nicht alles, was der Finanzminister tut, muß schlecht sein.

Das Wort „Solidarität“ droht zu einem muffigen, molarisierenden Füllwort ohne Aufmerksamkeitswert zu verkommen. Wenn es ertönt, gerät der Diskurs in die Nähe der Liturgie; andächtige Schläfrigkeit macht sich breit. Dem entspricht das Wegbleiben der Massen zum Solidaritätstag, immerhin ein Signal von wohlthuender Ehrlichkeit: Tut uns leid, wir haben schon was vor. Mehr und mehr entwickeln sich die Veranstaltungen zum 1. Mai zu bizarren Zusammenkünften verlorener Haufen, vergleichbar der Herde der versprengten Schaflein, die sich in der leeren Kirche zum Sonntagsgottesdienst zusammenfinden. Deshalb: Applaus für den Finanzminister. Es gibt keine bessere Methode zur Entstaubung eines Begriffs, als ihn Monat für Monat auf der Gehaltsabrechnung auftauchen zu lassen, und zwar als Minusposten.

Freilich wird es nicht möglich sein, Denk- und Handlungsmuster vergangener Tage einfach wieder in Gebrauch zu nehmen. Auf die Frage, zu der uns der Begriff der Solidarität auffordert, gibt es keine für alle Zeiten gültige Antwort: Welche Bedeutung kommt den anderen in unserer Lebensphilosophie zu? Verweigern können wir die Aussage allerdings nicht, auch wenn dies zeitgemäß scheint, passend zur Ich-Zentrierung im Denken der Gegenwart. Arbeitslosigkeit, internationale Ungleichheit, Umwelt: Die anderen melden sich immer lauter.

II.

Als das Wort „Solidarität“ Anfang des 19. Jahrhunderts im Deutschen aufkam, war es zunächst ein juristischer Terminus. Es bezeichnete die Verbundenheit von Schuldnern, die füreinander einzustehen hatten. Daraus wurde im bald danach einsetzenden politischen Gebrauch des Wortes die Verbun-

denheit der Gläubiger. Hier die Unterprivilegierten, da die Ausbeuter: Diese Interpretation der sozialen Verhältnisse definierte die Lohnabhängigen als unfreiwillige Kreditgeber, die endlich einforderten, was ihnen zustand. Solidarität war Kampf Solidarität der Schwachen gegen die Mächtigen.

Institutionell konkretisierte sich dieses Denken im Lauf der Zeit in Form von Interessenorganisationen. Auf der Seite der Schwachen liegt das Kapital der Interessenorganisation in der Solidarität ihrer Mitglieder. Eine Gewerkschaft, die diese Solidarität bei Auseinandersetzungen nicht glaubhaft machen kann, hat schon verloren. Es sind sehr nüchterne, ja eigennützige Überlegungen, in denen das Solidaritätsmotiv ursprünglich wurzelte. Allmählich jedoch wurde die klassische Kampf Solidarität der Arbeiterbewegung von anderen Formen überlagert. In der Geschichte der Solidarität nach Kriegsende spiegelt sich die Disparität der beiden deutschen Sozialwelten.

III.

Zusammen mit Wörtern wie „Arbeiterklasse“, „sozialistische Brudervölker“, „Marxismus-Leninismus“ und „Klassenfeind“ gehörte „Solidarität“ zur politischen Geräuschkulisse der DDR, Fahnen wehten, Arbeitsbrigaden marschierten, Orden blinkten und über die Lautsprecher rief irgendwer zur Solidarität für irgendwen auf. Dachte sich überhaupt noch jemand etwas dabei? Vielleicht wäre das Wort erst wieder durch Weglassen aufgefallen. Die Veränderung der zeremoniellen Chemie hätte das Bewußtsein wachgerufen. Zur Inszenierung des Sozialismus gehörte das Wort „Solidarität“ wie ein Kissen zum Sofa. Obwohl es durch vieltausendfachen Gebrauch unhörbar geworden war, hatte es eine Funktion. Es war Bestandteil einer Symbolwelt, in der immer wieder eine unterschwellige Botschaft auftauchte. Welche? „Die Wirklichkeit ist immer noch so, wie du sie kennst. Alles ist an seinem Platz, und auch du bist noch an deinem Platz.“

Neben dieser offiziellen Deklarationsolidarität, die zur nicht mehr wahrnehmbaren Floskel geworden war, gab es die inoffizielle, unausgesprochene, real praktizierte Nischensolidarität des Privatlebens. Jenseits der politisch organisierten Kultur der Gefühle, die man zu haben hatte, bildete sich eine Zone der Gefühle, die man tatsächlich hatte. Mit der Kampfsolidarität der Arbeiterbewegung, auf deren Tradition sich die DDR-Führung gerne berief, hatte die Deklarationsolidarität nichts gemein, die Nischensolidarität hingegen einiges: soziale Schwäche der Betroffenen, Überlebensziele, Grenzziehung. Was fehlte, war die kollektive Bündelung der sozialen Energie. Als diese sich formierte, war es mit dem Regime zu Ende. Mit dem offiziellen Solidaritätsritual verschwand jedoch auch die inoffizielle Solidaritätspraxis.

IV.

In der Wirtschaftsordnung der Bundesrepublik standen sich Kapital und Arbeit von Anfang an als klar getrennte Interessensphären gegenüber. Dabei

ergab sich die Fortsetzung der traditionellen Form von Solidarität fast von selbst. Freilich beschritt die Arbeiterbewegung in den westeuropäischen Gesellschaften verschiedene Pfade. Das deutsche Modell wurde oft bewundert; sein Erfolg beruht auf dem soliden rechtlichen Fundament der Beziehung der Tarifparteien und auf der bundesweiten Zusammenfassung von Solidarität in einer begrenzten Zahl von Einzelgewerkschaften.

Im institutionalisierten und zentralisierten Zusammenspiel der Sozialpartner wird der wirkliche Nachweis von Solidarität durch Streik vergleichsweise selten verlangt. Angesichts der ständig zunehmenden Ungleichartigkeit der Menschen ist es erstaunlich, daß dieser Nachweis immer noch gelingt. Es zeigt sich darin nicht etwa ein Gefühl umfassender Verbundenheit, wie man es am Anfang der Arbeiterbewegung gespürt haben mag, sondern die Rationalität von Menschen, die durch ein bestimmtes Partikularinteresse zusammengeführt werden, ähnlich den Mitgliedern des ADAC. Die Solidargemeinschaft der Arbeitnehmer riecht immer weniger nach sozialem Milieu.

Das Hervortreten der instrumentellen Komponente der Solidarität läßt eine unerfüllte Sehnsucht nach Gemeinsamkeit zurück, die sich verselbständigt und symbolisch verdichtet. In den siebziger Jahren war ein Plakat aus dem Bertolucci-Film „1900“ unter den Linksalternativen weit verbreitet: Arbeiter und Frauen mit Kindern auf dem Arm in breiter Front nach vorne marschierend, offensichtlich empört und zum gemeinsamen Handeln entschlossen. Das Bild ist in Pastellfarben gehalten, eindrucksvoll komponiert, man betrachtet es gerne. Es zeigt, wie schön Solidarität sein kann. Indem man es betrachtet, bekommt man Lust, auch einmal Solidarität zu fühlen, oder man hat gar eine Empfindung, die man dafür hält. Das besondere Raffinement des Bildes liegt in der Negation seiner ästhetischen Absichten. Gefühle können sich hier im Windschatten der gerechten Sache entfalten; die armen Leute in angenehmen Brauntönen laden zur Anteilnahme ein und entlasten den Betrachter vom Verdacht des Hedonismus. Auf diese Weise erhält die gespielte Solidarität einen Anstrich von Ernsthaftigkeit, der das Erlebnis steigert.

Die Märchen der Brüder Grimm, so hat man inzwischen herausgefunden, sind tatsächlich zu einem großen Teil die Märchen der Brüder Grimm: gut gemachte Volkstonprosa im Zeitgeschmack, die vor allem die romantischen Attitüden ihrer bürgerlichen Autoren widerspiegelt. Mit der zum Erlebnis aufbereiteten linken Solidarität verhält es sich ähnlich. Sie ist ein Mythos, fragwürdig als Interpretationsformel für vergangene Tage der Arbeiterbewegung, untauglich als Maxime für die Bewältigung kommender Aufgaben, unecht als vorgebliches Gefühlsklima linker Gegenwart.

Solidaritätstümelei dieser Art ist nur eine von vielen Varianten der Ästhetisierung von Solidarität. In der Erlebnisgesellschaft werden Gefühle der Gemeinsamkeit auf dem Markt angeboten und nachgefragt. Mit der Solidarität verhält es sich dabei ähnlich wie mit gentechnisch manipuliertem Obst ohne Kern. Das Lästige ist ausgemerzt, das Einstehen für andere, die Verbind-

lichkeit; übriggeblieben ist nur das süße Gefühl jederzeit widerruflichen Einsseins mit anderen. Fernsehspiele, Rockkonzerte, Moden, Reisen, Sportveranstaltungen, Hitlisten: Konsum wird durch Gemeinsamkeit erst schön.

Beim Denkmuster der Erlebnissolidarität hat sich das Zweck-Mittel-Verhältnis umgekehrt. Ursprünglich war Solidarität ein Mittel, um die objektiven Lebensbedingungen zu verändern. Nun arrangiert man Lebensbedingungen, um bestimmte Gefühle zu haben, zum Beispiel auch das Gefühl der Solidarität. Lebensbedingungs-Management hat den Charakter des Wählens in einem fast unendlich scheinenden Möglichkeitsraum. Man blättert in Katalogen, hört Musik, kauft, sieht fern, ruft jemanden an, fährt irgendwo hin, geht in die Kneipe, wechselt die Kleider: Situation als Menü. Man muß nicht kämpfen, sondern wählen. Worin sonst aber könnte der Sinn des Wählens liegen, wenn nicht darin, sich das Leben möglichst schön zu machen?

Erlebe dein Leben: Der simpel erscheinende Imperativ ist schwer zu praktizieren. Viele begeben sich auf die Suche nach Menschenansammlungen, um Orientierung über sich selbst zu gewinnen, auch die sogenannten Individualisten. Was will ich? Wer bin ich? Welche Form gebe ich mir? Um Antworten auf Fragen zu erhalten, die sich nach innen richten, blickt man nach außen. Die anderen werden zu Gehilfen der Selbstschematisierung. Sie sind die kritische Masse, die man braucht, um in der unerträglichen Leichtigkeit des Seins, die das Projekt des schönen Lebens mit sich bringt, Boden unter die Füße zu bekommen. Man sucht die Suggestion der Vielen, um Anhaltspunkte für sich selbst zu gewinnen.

V.

Solidarität in der Bundesrepublik hat sich aufgespalten in rational begründete Drohsolidarität und emotional begründete Erlebnissolidarität. Doch nun sind wir neu herausgefordert. Drei Krisen lassen sich nicht mehr ignorieren: Verknappung der Arbeit, Verschärfung internationaler Ungleichheit, Zuspitzung von Umweltproblemen. Allen drei Krisen ist gemeinsam, daß sie eine neue Form von Solidarität erfordern, weil die Betroffenen keine Chance haben, sich zu organisieren.

Wie sollten sich die Gruppen, die das Hauptkontingent der Nichtbesitzer von Arbeit stellen, nach dem klassischen Muster der Arbeiterbewegung als solidarische Gläubigergemeinschaft konstituieren und ihren Anteil wirksam einklagen? Minderqualifizierte, ältere Personen, nicht erwerbstätige Frauen: Sie finden sich buchstäblich nicht zusammen; sie haben kein politisches Know-how; und sie haben keine Machtmittel, vor allem nicht das der Arbeitsverweigerung. Daran wird sich auch dann nichts ändern, wenn die klassischen Gruppen der Nichtbesitzer von Arbeit undeutlich werden sollten. „Technologische Arbeitslosigkeit“ (Keynes) wird immer weitere Kreise von Arbeitnehmern bedrohen. Zu glauben, daß neue Produkte, nach denen jetzt viele rufen wie nach einer Wunderwaffe, uns von der Krise der Arbeit befreien könnten, ist Wunschdenken; die Krise läßt sich dadurch lediglich abmildern. Doch die

davon Betroffenen können sich nicht politisch wirksam formieren. Ähnliches gilt für die anderen oben genannten Problemfelder, internationale Ungleichheit und Umwelt. Eine Solidarisierung der Dritten Welt ist schwer vorstellbar, eine Solidarisierung der nachfolgenden Generationen unmöglich.

Für die Nichtbetroffenen ergibt sich jeweils dieselbe Konsequenz: Das Gesetz des Handelns hegt bei ihnen. Gefordert ist eine Solidarität der *Schuldner*, wie sie im alten, vorpolitischen Rechtsbegriff der Solidarität gemeint war. Wenn man ein gleiches Recht auf Arbeit voraussetzt, dann sind die Besitzer von Arbeit Schuldner gegenüber den Nichtbesitzern. Diese erscheinen als Gläubiger wider Willen. Sie haben die ihnen zustehenden Arbeitsanteile nur verliehen.

Im Vergleich zur Solidarität der Gläubiger stellt die Solidarität der Schuldner die höheren moralischen Anforderungen. Gemeinsam zu kämpfen, für das, was einem zusteht, gegen den, der es einem nimmt: dies leuchtet fast von selbst ein. Es war die Klarheit der Verhältnisse, die Orientierungssicherheit im kollektiven Handeln, die die Kraft der Arbeiterbewegung ausmachte. Dagegen büsst die Forderung nach einer Solidarität der Schuldner unsere Natur wider den Strich. Die Gemeinsamkeit ist lediglich eine der Haftung; man handelt nicht, um etwas zu bekommen, sondern um etwas abzugeben. Es gibt keinen Klassenfeind, keine Ausbeuter, keine klare Unterscheidung zwischen gut und böse, bei der man sich selbst zu den Guten rechnen dürfte.

Wenn es nun mehr Schuldner als Gläubiger gibt, und wenn die Gläubiger politisch schwächer sind als die Schuldner, dann droht eine bestimmte Solidarisierung der Schuldner, die das Problem verschärft: eine gegen die Gläubiger gerichtete „Herrschaft der Bankrotteure“ (Galbraith). Arbeit, internationale Ungleichheit, Umwelt: In jedem dieser Problembereiche ist eine Tendenz zur solidarischen *Zahlungsverweigerung* der Schuldner zu beobachten.

VI.

Angesichts dieser Situation an die guten Sitten zu appellieren und denen, die besitzen, ins Gewissen zu reden, daß sie doch bitte mit den Bedürftigen teilen sollen, ist aller Ehren wert, aber wohl vergebliche Liebesmüh. Sich klarzumachen, daß die verlässlichste moralische Eigenschaft der Menschen ihr Egoismus ist, bewahrt vor Zeitverschwendung.

Was soll man tun, als mit den Achseln zu zucken? Standardformeln des moralischen Urteils in der permissiven Gesellschaft drängen sich auf: „Sollen die Leute doch machen, was ihnen gefällt“, oder: „Warum nicht?“. Etwa weil es genug Gefahren gibt, deren Lösung Solidarität verlangt? Es zeugt von einiger Treuherzigkeit, sich von diesem Argument Wirkung zu versprechen. Das Herbeten der ewiggleichen Schreckensworte wirkt eher betäubend. Von einer neuen Internationale der Brüderlichkeit hat man trotz aller moralischen Rhetorik noch nichts gehört.

Welcher Schluß ist daraus zu ziehen? Die großen Krisen der kommenden Jahrzehnte werden sich nicht durch den Appell entschärfen lassen, gefälligst etwas weniger gierig, kurzsichtig und ichbezogen zu handeln. Andächtig hören die Fischlein die Predigt des heiligen Antonius von Padua - und dann schwimmen sie wieder davon. „Die Predigt hat g'fallen, sie bleiben's wie allen“, so endet das Lied in „Des Knaben Wunderhorn“. Unsere Chance ist nicht die moralische Wandlung der Menschheit, sondern ein Arrangement mit der elementaren Kraft des Egoismus. Bei diesem Arrangement wird es auf zwei Größen ankommen: Bewußtsein und Institutionen.

VII.

Wie erreicht man das Bewußtsein der Menschen? Es genügt nicht, daß die Argumente gut sind; wichtig ist an erster Stelle ihre Anschluß ähigkeit. Was nicht in das schon vorhandene System von Begriffen, Denkschemata und Grundorientierungen hineinpaßt, bleibt außerhalb des Bewußtseins. Solidaritätsappelle, Verzichtsaufrufe und Mahnungen zur Umkehr verhalten sich zum Innenleben ihrer Adressaten wie Regentropfen zur Plastikfolie.

Wie sollte es auch anders sein? Die Wirkungslosigkeit moralischer Interventionen wird von professionellen Bewußtseinsbildnern oft als Indiz für die Schlechtigkeit der Menschen gewertet. Es genügt jedoch, sich den normalen Tagesablauf eines Durchschnittsbürgers vorzustellen, all die Kurzkommunikationen, Werbeimpulse, überflogenen Textfragmente, Konsumgüter, Transporte, Musikfetzen, Radioplaudereien, Anrufe, Fernsehbruchstücke, um zu einem ganz anderen Ergebnis zu kommen: Wer sich in diesem Durcheinander nicht primär um sich selbst kümmert, ist orientierungslos. Das Alltagsleben der Gegenwart ist ein Dauertraining der Entscheidung zwischen mehr und mehr Möglichkeiten. Dabei ist Egoismus nicht nur gestattet, sondern gefordert. Ununterbrochen zum Wählen gezwungen, organisiert sich das Bewußtsein unter dem Primat der Frage „Was will ich?“

Die Klage über den Werteverfall ignoriert die Bedingungen geistigen Überlebens in der entgrenzten Alltagswirklichkeit. Solidarität ist eine Option neben vielen anderen; sie konkurriert mit Autos, Urlauben, Illustrierten, Kneipenbesuchen und exotischen Fruchtsäften. Die meisten Menschen werden nur dann zu Einschränkungen bereit sein, wenn ihnen der relative Nutzen von Opfern im subjektiven Sinnkosmos des schönen Lebens vor Augen steht. Der Effekt, den das Verzichten für andere hat, ist eine wünschenswerte Nebenwirkung von mäßigem Interesse. Worauf es bei der Motivierung von Handlungen ankommt, ist der Ertrag des Handelns für das eigene Glückskonto. Man fühlt sich an die Logik des Sparens erinnert; hinzu kommt allerdings der gedankliche Umweg über das Wohl der anderen: Ich tue etwas für dich, damit es mir selbst gut geht.

Anschlußfähig sind Argumentationen, die den fremden Nutzen mit dem Eigennutzen kurzschließen. Arbeit teilen, um die Entstehung einer breiten

Schicht sozial Deklassierter zu vermeiden, die dem relativen Frieden im Lande schnell ein Ende machen könnten; das internationale Gefälle zwischen arm und reich zumindest nicht auch noch planvoll vergrößern, um chaotischen Entwicklungen vorzubeugen; die Natur schonen, um selbst zu überleben: Begründungen dieses Typs haben eine gewisse Chance, das Bewußtsein der Adressaten zu erreichen, weil sie Altruismus in den Dienst des Egoismus stellen.

Durchschlagende Wirkungen sind gleichwohl nicht zu erwarten. Menschen lassen sich dann auf langfristige und entbehrungsreiche Projekte ein, wenn es ihnen schlecht geht und sie sich eine bessere Zukunft versprechen, wie es am Anfang der Arbeiterbewegung der Fall war. Verhält es sich jedoch umgekehrt, geht es ihnen gut und sollen sie heute zugunsten anderer verzichten, um späteren Schaden für sich selbst abzuwenden, so wird der Bewußtseinsarbeiter zum Rufer in der Wüste, der allenfalls eine kleine Schar von Jüngern um sich versammeln kann. Um ihm zu folgen, muß man drei Hindernisse überwinden: erstens den negativen Charakter der Nutzendefinition (Vermeidung von Schaden); zweitens die zeitliche Distanz zwischen Appell und Nutzen; drittens den Umweg über den Nutzen der anderen. Eine Reflexionsekte kann diesen Weg gehen, doch ist kaum zu erwarten, daß eine Massenbewegung daraus wird. Bewußtseinsarbeit ist notwendig, aber nicht hinreichend.

VIII.

In jeder Subkultur gibt es negative und positive Reizworte: solche Begriffe, die man besser meidet und solche, die man nicht oft genug nennen kann. „Elite“ zählt in Gewerkschaftskreisen zur erstgenannten Kategorie, „Basis“ zur letzteren. Doch Basisorientierung allein wird nicht ausreichen, um die Probleme von Arbeit, internationaler Ungleichheit und Umwelt zu lösen, denn Basisorientierung heißt Fixierung auf Partikularinteressen. Die Solidarität der Schuldner weist darüber hinaus; sie erfordert langfristiges, auf das Interesse aller bezogenes Denken. Die Gewerkschaftsführung der Zukunft wird in einem bestimmten Sinn „elitärer“ sein müssen, als sie vielleicht will. Es wird nicht damit getan sein, sich als Exekutivorgan der Mitgliederschaft zu verstehen, weil bestimmte Interessen, denen man Solidarität „schuldet“, von der Mitgliederschaft nicht artikuliert werden. Nichtbesitzer von Arbeit, Menschen in der Dritten Welt, nachfolgende Generationen: diese Gruppen sind nicht in der Gewerkschaft, gleichwohl müssen sie im Horizont gewerkschaftlicher Überlegungen auftauchen. Dies zu erkennen, der Basis zu vermitteln und institutionell umzusetzen ist eine neue gewerkschaftliche Führungsaufgabe, die vor allem dann prekär wird, wenn sie mit kurzfristigen Interessen der Basis kollidiert. Auf Unternehmensführungen und nationalstaatliche Führungen kommt eine ähnliche Neudefinition der Anforderungen zu: im eigenen Interesse über die eigenen Interessen hinauszudenken.